Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dichtertraurigkeit

Albin Zollinger in seinen Briefen[1]

Einen «glühenden und zerrissenen Dichter einer glühenden, zerrissenen Zeit» nennt Max Frisch den *Erzähler* Albin Zollinger anlässlich des ersten Todestages im Jahr 1942 — und schliesst, «um kein Missverständnis zu hinterlassen», mit der Feststellung: «Als *Lyriker* bleibt er ein Gestirn, wie es nicht alle Jahrzehnte über dem deutschen Sprachraum aufgeht». Dem Glühenden und Zerrissenen, seiner glühenden und zerrissenen Zeit, aber auch dem Gestirn, dessen Sprachkraft auf dem dunklen Hintergrund einer in Schwermut zu erlöschen drohenden Existenz nur so funkelt — kurz: dem *ganzen* Albin Zollinger lässt sich wohl nirgends so nahekommen wie in seinen Briefen. Das Eigensinnige der Handlung, dessen Fehlen die Literaturkritik seit je in Zollingers erzählerischem Werk konstatierte, liefert hier das Leben selbst, und der Erzähler tritt uns einmal als Lyriker, dann wieder als polemischer Zeitkritiker entgegen, der sich über all seine Existenzen als Lehrer, Schriftsteller, Vater, Geliebter, Geschiedener, Einsamer, Schwermütiger, Freund, Kollege, Aktivdienstsoldat und kritischer Patriot äussert.

Immer wieder: Der halbe Mensch

In all diesen Rollen gibt der Briefschreiber Zollinger Einblick in eine Existenz, die er stets nur als «halber Mensch» zu erfüllen vermag. Als Lehrer leidet er ebenso unter Selbstzweifeln wie als Dichter. Für die Schulstube tauge er gerade so «wie ein Elephant zum Klöppeln», lässt der Vierundzwanzigjährige einen Freund, den Maler Walter Guggenbühl, wissen, um im selben Brief über seine Berufung zum Dichter festzuhalten: «Ich könnte heulen, dass es immer nicht recht brennen will in mir. — Wollte Gott, ich bekäme noch mehr Appetit; es dünkt mich alles ein bisschen gemacht und unwahr, was ich schaffe. Begeisterung, Begeisterung — man sollte sie nicht künstlich nähren müssen!» Die Zerrissenheit einer Existenz als «halber Mensch» macht Zollinger nicht nur zum Thema seines frühen Romans, an dem er in den zwanziger Jahren arbeitet, sie zieht sich als roter Faden auch durch seine Briefe: Dem Dichter steht immer wieder der Lehrer im Weg; dem zärtlichen Vater steht der verzweifelte Ehemann gegenüber, dem kritischen Zeitgenossen der verantwortungsbewusste Patriot; dem disziplinierten Mann kommt der leidenschaftliche Liebhaber in die Quere. Seinem väterlichen Freund Heinrich Moser schreibt Zollinger 1921: «Sehen Sie: in *allen* Dingen (auch in meinem Lieben), fühle ich so gar nicht den vollen Appetit, die *emportragende* Kraft (...): mein Herz ist viel zu gering, *die Welt zu tragen*! Ich bin ein Topf, der *gesprungen* klirrt!» Der Brief endet mit einem Gedicht. Es ist ein Gebet um die ganze, totale Existenz. Schon zwei Jahrzehnte später wird es erhört werden, da Zollingers

Dasein unter all den Forderungen und Ansprüchen, die sich ihm stellen, tatsächlich verglühen wird:

«An Gott
Nimm mich einmal und fülle mich zum Rand —
Ach dass ich wäre wie eine glühe Sonne!

Wirf du mich endlich, nimm mich auf, den Speer,
und wenn ich Grund erfliege, dass ich zittre!»

Bestechend schon in den frühen Zeugnissen von Zollingers Einsicht, dass es sein «durchgehendes Hausunglück» sei, «an aller dieser Halbheit zu leiden», ist die *Sprache.* Mit unerhörter Sicherheit verwandelt er Alltägliches aus dem Leben des Schulmeisters und des Schriftstellers mittels eigensinniger Bilder und eigenwilliger Wortschöpfungen ins Malerische, Poetische. Ob der junge Briefschreiber von seiner Lektüre erzählt oder einem Kollegen berichtet, was er als Stellvertreter mit dessen Schulklasse stofflich erarbeitet habe: unversehens bricht der Dichter durch, verklärt sich platte Realität im Spiegel der Sprache zu prallem Leben oder wird spielerisch auf ironische Distanz gebracht.

Aber selbst an der Sprache als sinngebender Instanz, ja an der Literatur überhaupt zweifelt Zollinger: «(...) oh, es ist ja in allem dasselbe: *Mir fehlt der Glaube!* Mir fehlt der Glaube an alles und jedes, an mich, an die Notwendigkeit der Literatur, mir fehlt der Glaube an Himmel und Erde! Ich werde ja das mit keinen Worten zu sagen vermögen: Wie ich paralysiert bin in Gefühl und Intellekt, wie sich mir alles gegenseitig aufhebt, wie nichts wahr ist, wie ich im Kreis herumlaufe *wie mir die Welt ausgeronnen ist!»*

Das Leben — eine Mühle, die Schmerz mahlt

Es scheint, als gewöhne sich Albin Zollinger im Lauf der Jahre so weit an das ständige Gefühl des Zerrissenseins, an die Halbheit der Existenz, dass er die damit in Verbindung gebrachte Schwermut als Merkmal seiner Dichter-Persönlichkeit akzeptieren kann. Ein halbes Jahr vor seinem Tod, im April 1941, schreibt er seiner zweiten Ehefrau, Bertha Zollinger-Fay: «Meine Traurigkeit ist Dichtertraurigkeit, die nicht weiter begründet werden kann (sie begründen, dem Nächsten und Liebsten gegenüber begründen zu sollen, schon das allein macht noch einmal traurig).» Dann freilich folgt, als ob er sich doch noch verpflichtet fühle, diese «Dichtertraurigkeit», unter der auch seine zweite Frau zunehmend leidet, zu rechtfertigen, die Begründung: aus dem «tausendfachen Tod in der Luft» und aus der «Menge der Qualen und Leiden dieser Zeit» heraus, welche zu «spüren» seien. Als letzte Legitimation aber zieht Zollinger sein Werk herbei, wenn er seine Frau — unter Anspielung auf den Roman «Bohnenblust» — wissen lässt: «(...) Gedichte und Bohnenbluste wüchsen nicht ohne den schwarzen Torfgrund meiner Schwermut.»

Freilich ist es zu diesem Zeitpunkt für Zollinger bereits zu spät, sich auf die Qualitäten einer schwermütigen, depressiven Persönlichkeit zu besinnen; seine Kräfte sind aufgebraucht. Er hat eine geschiedene Ehe hinter sich, in der zweiten zeigen sich ernste Anzeichen einer Entfremdung zwischen den Gatten, und so wenig er die Trennung von seiner ersten Frau Heidi verkraftet hat, so wenig verkraftet er den Abschied von seinem Töchterchen Eva, die ihrer Mutter nach Amerika

folgen will, nachdem sie jahrelang vom Vater und der Grossmutter erzogen worden ist. Der Wunsch des Mädchens sowie Zollingers Einsicht in die weltpolitische Lage — mit einem Überfall Hitlers auf die Schweiz ist jederzeit zu rechnen — wiegen mehr als die Gefühle des zärtlichen Vaters, der sich nicht von seinem Eveli trennen will. Der Ausdruck dieser Zärtlichkeit berührt in den Briefen ebenso wie die Radikalität im Einschätzen eigener Unzulänglichkeit als Ehemann und Vater. Gerade im Umgang mit Frauen, sei's als Liebhaber oder als Ehemann, kommt sich Zollinger als Versager vor. Selbstzweifel und Ängste bestimmen seine Beziehungen von Anfang an: «Ich bin (unangebrachte Bescheidenheit jetzt beiseite) eine Mimosennatur, die vor den Erfüllungen auf einem gewissen Punkt nicht anders kann, als in sich zurückzuschrecken; je wunderbarer diese ‹Wirklichkeiten›, desto vollkommener die plötzlichen Ohnmächte, in denen ich nicht ein noch aus weiss, mich und die Umgebung gar nicht mehr kenne, mir in keiner Weise mehr genüge, gleichwie das Gegenständliche von weitem nicht an die Projektionen meines inneren Wissens herankommen kann.» So schreibt Zollinger 1927 an Heidi Senn, seine zukünftige Frau (von der er 1940 geschieden wird). Und nüchtern stellt er weiter fest: «(...) alles entspringt einem Konstruktionsfehler meiner Veranlagung.»

Was aber bringt einen dazu, in einem seiner ersten Liebesbriefe noch vor der Liebe gleich einmal den Schmerz darüber einzugestehen, dass er als Leidender auch seine Geliebte werde in Mitleidenschaft ziehen müssen? Dass in Zeiten, da es ihm schlecht gehe, nur eines «unproblematisch» (sic!) sei: «Dass ich entsetzlich leide»? Ist das lautere Ehrlichkeit eines Verliebten oder spielt da am Ende der geheime Wunsch mit, eine feste Bindung vorzeitig zu verhindern? Zeitlebens hat Zollinger unter seinen festen Bindungen zu Frauen ebenso gelitten, wie er sie gebraucht hat. Seine Liebesbriefe haben immer etwas Selbstquälerisches, sind immer auch schon Leidensbriefe, in denen der Geliebten nachgetrauert wird, noch ehe sie verloren ist. Auch hier: der «halbe Mensch», der sich nie als Ganzer einem andern, einer Verpflichtung hingeben kann. Und dann der Trotz, der Besitzanspruch, der laut wird, da sich wirkliche Trennung abzeichnet: «*Mir* gehörst du; hat denn eine Krankheit dir das Gedächtnis geraubt?» heisst es in einem Brief an Heidi.

Im selben Brief entledigt sich Zollinger auf spielerische Weise seiner Zorn- und Hassgefühle, in die seine Trennungsängste umgeschlagen sind. Er schildert Heidi, wie er mit seiner «Imago», einem idealisierten Frauenbild, im Bett liege und wie sich dabei zwischen ihm und der Idealfrau der folgende Dialog um Heidi entspinne, die ihn wegen eines anderen Mannes, eines Deutschen, verlassen will: «(...) ach Liebling, was hat die dich gequält! so, einen vom Reich hat sie jetzt geheiratet? Heil Hitler ‹Hatte sie Haare an den Beinen›? ‹Bisschen. Ihr Papa nannte sie ein Poschiavo-Schweinchen.› (...) ‹Gelt, du grübelst ihr immer noch nach. Der Teufel soll dich holen.› ‹Ich bin ja auch schon bald fünfzig. Mein fünfzigster Geburtstag wird in ganz Helvetien erwähnt werden. Ob sie die mir gewidmeten Artikel lesen wird?› ‹Siehst du, du grübelst ihr doch noch nach!› ‹Nur mit Schadenfreude (...) Du kannst mir glauben, ich bin um ein Haar an ihr krepiert. Es war eine schauderhafte

Zeit. Sieben Jahre, sieben verlorene Jahre! Ich glaubte schon nachgerade, dass es das Glück nicht gibt.› ‹Sie wahrscheinlich auch.› ‹Na, jetzt ist sie ja glücklich. Sie steht jetzt alle Morgen um sieben auf und frühstückt mit ihm. Sie verliebt sich jetzt nicht mehr. Sie verliebt sich nur alle Tage aufs neue in ihn, und da er vielseitig begabt ist, kann sie ihn alle Nacht haben wie einen chinesischen Apotheker. Wenn etwas sie beunruhigt, dann höchstens das, dass sie leider ein beträchtliches Stück älter als er ist . . .›» Was Zollinger hier, in diesem fiktiven Dialog zwischen ihm und seiner «Imago» zuhanden von Heidi einbringt, sind — man kann es nicht anders nennen — Bosheiten ganz besonderer Art: die persönliche Anspielung auf behaarte Beine, die unverhohlene Deutsch-Feindlichkeit mitsamt dem geschmacklosen «Heil Hitler», der zynische Hinweis auf den Altersunterschied zwischen Heidi und ihrem neuen Gefährten — das alles kommt ganz unbeschönigt zum Ausdruck. Denn hier geht es darum, sich etwas von der Seele zu schreiben: «Das hat mir einmal wohlgetan!, lässt der Schreiber zum Schluss die Adressatin wissen, und endet mit einem zarten Stimmungsbild und einer verbalen Liebkosung eigener Art: «Dienstag früh schneit es, aber die Amseln und Finken schlagen als quölle das Blust aus den Zweigen. Ich streichle dir in deinem Bettchen einmal übers Haar, du Süssling.»

In solchen Briefen wird deutlich, wie sehr Zollinger seine Zweifel und Ängste, aber auch seinen Zorn und wohl sogar Hass zu literarisieren versteht. Es wird auch klar, dass die Briefe immer im Hinblick auf die jeweilige Adressatinnen und Adressaten zu lesen sind. Von ihnen und dem, was der Briefschreiber Zollinger ihnen zumutet, hängen Tonfall und Stimmungslage der Briefe entscheidend ab. Dass Zollinger bei allem sprachlichen Verarbeiten ehrlich zu bleiben versucht, belegen die Briefe, die seine intimsten Nöte, seine sexuellen Bedürfnisse etwa und den finanziellen Aufwand für deren Befriedigung («drei Frauen zum Gebrauch») zur Sprache bringen. Es soll gesagt sein: eine Reihe dieser persönlichsten Briefe sind bewegend in hohem Masse, ja erschütternd. Dass sich dennoch nicht der Eindruck einstellt, man werde zum Voyeur an fremdem Leid, hat damit zu tun, dass Zollinger selbst unablässig über sich und seine Aussagen reflektiert, dass er das Geschilderte erträglich macht, indem er es selbstironisch bricht und sich, bei aller Aussichtslosigkeit der Situationen, *in der Sprache als letztem Refugium* auf einzigartige Weise zu behaupten versteht. Selbst in seinen tiefsten Tiefen bleibt er glaubwürdig als Briefschrieber, weil er diese Tiefen als Dimension seiner Existenz sprachlich auslotet: «Gibt es noch einen Menschen, der so unanständige Briefe in die Welt hinausschreibt?», fragt er die Freundin Hilde Brunner, um die Frage gleich auf seine Weise zu beantworten: «Aber es ist mein Bestes, und ich bin froh, noch zu leben, im Herzen und in den Sinnen.» Und dann kommt die Rede auf die Frauen — und aufs Bett: «(. . .) ach, das Bett ist so viel, so viel, Gott verzeihe mir, wenn ich zuviel davon halte. Das greifbarste Glück.» Doch unvermittelt folgt im Brief auf dieses «Glück» der Tod: «Eines Tages leben wir nicht mehr, ich glaube kaum, dass die Männlein und Weiblein des Friedhofs einander in ihren Sargbetten besuchen, die Hauptsache dazu ist ihnen von den Würmern weggefressen, und mir graut manchmal

vor den Jahren, wo wir wohl noch leben werden, aber nicht mehr können.»

Selbst aus dem Traurigsten seiner Existenz weiss da einer noch literarisch Kapital zu schlagen. Die briefliche Mitteilung eines an sich banalen sexuellen Notstandes, die nicht ohne Frivolität abgeht, verwandelt sich unversehens in ein «Memento mori».

So verhindern Schmerz und Leiden, Schwermut und «Dichtertraurigkeit» zwar ständig die eine Hälfte von Zollingers (realen) Existenzen; zugleich aber ermöglichen sie überhaupt erst die andere Hälfte seiner (dichterischen) Existenz. In diesem Licht besehen ist nicht als reine Sublimation zu werten, was Zollinger über den Schmerz schreibt: «(...) das Leben ist eine Mühle, die Schmerz mahlt, und Schmerz ist das Brot des Daseins». Solches ist, bezogen auf Zollingers Dichterexistenz, durchaus wörtlich zu nehmen.

Eine beispielhafte editorische Leistung

Was seiner Intimität wegen da und dort sehr persönlich berührt in den Briefen, mag die Frage aufwerfen, ob denn tatsächlich alles an eine breitere Öffentlichkeit gehöre, was da einer für den engsten Freundeskreis aus seinem Innersten preisgegeben hat. Die Frage beantwortet sich aus den Brieftexten selbst, die — in einem Fall mehr, im andern weniger — durchgehend von literarischem Interesse sind. *Silvia Weimar,* die Herausgeberin, die auf faire Weise darum bemüht ist, allzu einseitige Effekte auf Kosten des Briefschreibers Zollinger durch ergänzende Anmerkungen und Zitate aus Gegenbriefen zu vermeiden, formuliert ihre Ansicht einleuchtend und überzeugend, wenn sie festhält, die privatesten Briefe «haben bei aller Privatheit doch nicht selten den immanent öffentlichen Charakter, auf dem Wege zu Literatur zu sein. Ohne die Wahrheit der Gefühle in diesen oft erschütternden Briefen im geringsten zu bezweifeln, wird man doch eine gewisse Übersteigerung ins Literarische wahrnehmen (...)».

Aus rund tausend Briefen, die erhalten sind, hat Silvia Weimar gut einen Viertel ausgewählt und mit geradezu dramaturgischem Tiefsinn so arrangiert, dass eine spannend zu lesende Brief-Biographie entstanden ist. Freilich weise diese, so die Herausgeberin, auch ihre «schwarzen Löcher» auf, da eine Reihe von Briefen verlorengegangen oder unauffindbar seien (unter andern solche an den «NZZ»-Feuilletonredaktor Eduard Korrodi, mit dem Zollinger eine Art intensiv gepflegter Hass-Liebe verband, aber auch andere an Robert Walser). Vielleicht hätte man da und dort gerne noch etwas mehr über jene Briefe erfahren, die nicht in diese Sammlung aufgenommen wurden, hätte noch etwas mehr Aufschluss erwartet über die Kriterien der Auswahl, beziehungsweise der Nichtwahl bestimmter Briefe. Das aber sind Wünsche am Rande. Festzuhalten bleibt: Was hier vorgelegt wird, ist eine beispielhafte editorische Arbeit, die einen repräsentativen Querschnitt durch Zollingers Briefe liefert. Wir begegnen dem Briefschreiber als Literaten, als kritischem Schriftstellerkollegen oder als heftigem Polemiker, dem Politik im allgemeinen als undurchschaubares «Gaukler- und Banditenspiel» vorkommt («Was uns einigermassen bewusst ist: wir blicken dem Schlächterbeil entgegen wie die Hammel»). Wir begegnen ihm als Bürger, der dem

Bruder Edwin nach Amerika von seinen Sorgen um die Schweiz schreibt: «Zürich rüstet und baut auf die Landesausstellung 1939 hin; das sieht in meinen Augen alles so aus wie wenn man im aufsteigenden Wetter noch Wäsche hängt, oder Heu verzettet. Ich habe viel Kummer mit der Schweiz, die fast nur noch von kleinlichen Krämern bewohnt ist, satt gefressene Hamster auf der einen, Arbeitslose auf der andern Seite.» Und wir lernen ihn als Soldaten kennen, der sich während des Zweiten Weltkriegs im Aktivdienst in der Festung Sargans so eigenartig wohl zu fühlen scheint, während er doch im Ersten Weltkrieg als heftiger Pazifist unter dem Militärdienst gelitten hat. Im durchorganisierten militärischen Alltag mit seinen konkreten Aufgaben und überschaubaren Zielsetzungen mag Zollinger, nebst der Sprache, in zunehmend schwierig werdender Zeit seinen Ort des Rückzugs gefunden haben, der ihm letzten Halt und letzte Sicherheit geboten hat.

Der ausführliche, dennoch stets aufs Notwendige beschränkte und bei allem persönlichen Fachwissen immer im Dienst der Edition stehende Kommentar von Silvia Weimar bietet eine reiche Fülle von Hinweisen auf Zollingers dichterisches Werk, in dem sich Briefthemen und -motive vielfach wiederfinden. So entsteht während des Lesens dieses Briefbandes ein immer enger sich knüpfendes Netz von Bezügen zwischen Biographie und Werk, Leben und Fiktion des zunehmend ermüdenden und vereinsamenden Dichters. Bei aller Geschlossenheit aber lässt die vorliegende Briefauswahl sowohl von ihrer Anlage her als auch aufgrund der Kommentare immer bewusst bleiben, dass wir es hier doch nie mit dem ganzen Albin Zollinger zu tun haben. Der uns in diesem Briefband begegnet, ist immer nur der halbe Zollinger, jener, der kurz vor seinem Tod festhält: «So bin ich auch: zugleich demütig und höchst überheblich (...). Man müsste ein gesundes, bescheidenes Selbstbewusstsein haben, nicht voll heimlicher Minderwertigkeitsgefühle sein, die der eigentliche Grund aller Ausfälligkeiten und Ressentiments sind; man müsste die Ruhe des Nussbaumes, die Milde der Linde, das Selbstvertrauen des Apfelbaumes haben — ich habe sie alle nur zeitweise (und schreibe gerade *dann* keine Briefe).»

So betrachtet, ist der Briefschreiber immer nur *der halbe Mensch.* Dieser halbe aber ist, wie er sich selbst verstanden hat, allein *der ganze Zollinger.* *Hardy Ruoss*

[1] Albin Zollinger: Briefe. Herausgegeben und kommentiert von Silvia Weimar. Artemis Verlag, Zürich und München 1987.

Ein Fremder unter Fremden

Der Roman «Ein Winter in Hakkari» von Ferit Edgü[1]

Wie viel muss man über einen fremden Autor wissen, um sein Werk zu verstehen, wie viel von seinem kulturellen Hintergrund, wenn dieser ein uns fremder ist? Wie viel oder wie wenig? Könnte es sein, dass man — gerade bei

einem Buch wie *«Ein Winter in Hakkari»* — davon nur Schatten und Umrisse kennen muss, als käme das Werk aus dem Dunklen und Unbestimmten plötzlich ins Licht? So nämlich, als ein Fremder, der selber nicht mehr weiss, woher er kommt und was vorher war, ja nicht einmal so genau, wer er selber ist, taucht in diesem Roman ein Mann in einem fremden, einem abgelegenen und beinahe schon vergessenen Dorf auf. Einen «Verunglückten», einen Schiffbrüchigen nennt er sich selbst — und er kennt die Sprache der Dorfbewohner so wenig wie diese die seine.

In einer frühen, eindrücklichen Passage des Buches sucht der Protagonist einen Buchhändler auf, der ihm Bücher in der ihm fremden Sprache der Dorfbewohner (es ist auch die des Buchhändlers) gibt und — auf sein Zögern hin — erklärt: *«In langen Nächten, in den Nächten der Einsamkeit, kann das Buch, dessen Sprache Sie nicht können, allmählich Ihre Sprache verstehen und sich Ihnen öffnen.»* Ein überraschender Satz, eine paradoxe Empfehlung: ein Buch, das den Leser versteht und sich so ihm öffnet; Verstehen durch Verstandenwerden. Ein hintergründiges, vieldeutiges Lese-Motto, vielleicht nicht nur für dieses Buch!

*

Ferit Edgü. geboren 1936 in Istanbul, zählt zur literarischen Avantgarde der Türkei, zu den Autoren, die von der europäischen Kultur nicht minder beeinflusst wurden als durch die türkische, die eigene (er hat in Paris gelebt, dort Malerei studiert). Um so auffallender, dass sich dieser Grossstädter im Buch rückhaltlos der Begegnung mit einer archaischen Lebensform aussetzt, seinen Protagonisten, dies verfremdete zweite Ich, ihr aussetzt. Eigene Erfahrungen liegen dem Roman zugrunde: Edgü hat selbst einen Winter als Lehrer in Hakkari, Provinz an der südöstlichen Grenze der Türkei, in äusserster Entfernung zu Istanbul, diesem exzentrischen grossstädtischen Zentrum, zugebracht. Aber die Fremdheitserfahrung, die er hier beschreibt, enthält weder Sehnsucht noch Klage. In der Mitte des Buches etwa steht ein seltsamer Katalog von *«zehn Geboten»* — Gebote, um die Fremdheit zu ertragen, sie zu überwinden? *«Einsamkeit ist verboten»,* heisst es da, und: *«Suche dir keine andere Heimat»,* und schliesslich, ganz praktisch: *«Lerne diesen Ort kennen. Verstehe ihn. Die Sprache dieser Menschen hier, das Klima, die Pflanzen, die Tiere, die Wölfe, die Waffen, den Tod hier.»*

Als erstes lernt der fremde neue Lehrer (er war, so heisst es, früher Kapitän auf hoher See) den Tod kennen: in einer ihm neuen, beängstigenden Gestalt: im Dorf sterben die Säuglinge an einer unbekannten, epidemischen Krankheit, und es ist weder ein Arzt, noch sind die richtigen Medikamente herbeizuschaffen, sosehr der Lehrer das auch versucht. Bittschriften, die er in die Provinzhauptstadt schickt, werden nicht oder mit Warnungen beantwortet; der Fremde, der helfen will, steht den Behörden so hilflos gegenüber wie Kafkas Landvermesser K. den Instanzen des *Schlosses.* Aber diese kafkaeske Welt ist keine Kopfgeburt, sondern auffallend genau und differenziert in der Realität verwurzelt. Die Verbindung einer fast surreal anmutenden Fabel mit einem sehr differenzierten Realismus gehört zu den Merkmalen und Qualitäten des Buches. Wenn, beispielsweise, der Lehrer den Unterricht beginnt, geht er

nicht von *seinem* Wissen, sondern von dem der Kinder aus — von den Wörtern, die sie in seiner Sprache kennen: es sind einfache Wörter, die, richtig verstanden, die einfache und dunkle Welt der Kinder enthalten: *«Trocken»* ist das einzige Eigenschaftswort darunter, *«sterben»* das einzige Verb, und *«wie»* die einzige Konjunktion. *«Wie»:* ein Wort, das den Vergleich einleitet, der eine Sache aus der anderen erklärt — ein Wort der Verständigung und, so gesehen, ein wichtiges Wort in diesem Buch, das in hundert Formen Verständigung zwischen Fremden angeht und spiegelt, im Schweigen so gut wie im Reden, und immer sparsam mit Wörtern. Am Schluss des Buches, am Schluss des Aufenthalts in Hakkari ist die Verständigung so weit gediehen, dass der Lehrer in seiner letzten Schulstunde sogar Zeichen eines dem Dorf und den Kindern bislang unvertrauten Widerstandes setzen kann — dies wiederum in den konkreten Vorstellungen des Alltags und der unmittelbaren Erfahrungen: *«Die Menschen, meine Lieben / können leben auch ohne die unbekannten Krankheiten, die den Kindern das Leben nehmen, wenn sie erst drei Monate alt sind. Lepra, Trachom sind nicht Schicksal. Nichts ist Schicksal, meine Lieben. / Das ist alles. / Das ist die einzige Wahrheit, die ich euch sagen möchte.»*

Die Welt für veränderbar halten — das heisst auch, sie heimischer machen für die Menschen, diese Fremden, bewohnbarer. So gehört auch diese letzte, programmatische Rede (in der Widerstand doch nur leise, vorsichtig angetönt ist) zum Generalthema des Buches, das in vielen Varianten immer wieder aufscheint. In einer archaischen Umgebung — und in der Formenvielfalt der Moderne, befremdend und einfach zugleich.

Elsbeth Pulver

[1] Ferit Edgü, Ein Winter in Hakkari. Aus dem Türkischen von Sezer Duru. Unionsverlag, Zürich 1987.

Beethoven als Leitstern eines Lebens

Zu Willy Hess' «Fidelio-Buch» [1]

«Das Fidelio-Buch» nennt es sein Autor kurz und bündig. Hinter dem Titel steht ein Anspruch: sich verbindlich, zusammenfassend und mindestens für unsere unmittelbare Gegenwart abschliessend (die Forschung geht weiter, und ihre Ergebnisse liegen im dunkeln) zum Thema geäussert zu haben. Willy Hess, im zweiundachtzigsten Lebensjahr stehend, darf den Anspruch füglich erheben: Seit seinen Studienjahren hat ihn Beethoven gefesselt, haben ihn seine Werke, hat ihn innerhalb des grossen Œuvre vor allem die Oper *«Fidelio»* beschäftigt.

Vierzehn Supplementbände zur Gesamtausgabe der Werke Beethovens im Verlag Breitkopf und Härtel in Wiesbaden hat er von 1959 bis 1971 herausgegeben. Was darin veröffentlicht worden ist, hat zwar das Bild Beethovens nicht verändert, es aber um

viele Einzelzüge bereichert, es differenziert, nuanciert. Wichtig unter ihnen sind die Bände XI und XII (1967 erschienen): Sie erschliessen jene Urfassung von *«Fidelio»,* die Beethoven unter dem Titel *«Leonore»* im Jahre 1805 veröffentlichte — um sie, nach einer stark gekürzten Uraufführung im folgenden Jahr, wieder zurückzuziehen ... Im übrigen rechnen die Arbeiten, die Willy Hess zum Thema Beethoven im allgemeinen, zum Thema *«Fidelio»* im besonderen in Zeitungen und Zeitschriften, in musikalischen Fachorganen im Laufe von rund sechs Jahrzehnten publiziert hat, nach vielen Dutzenden. Immer wieder haben sie sich auch in Sammlungen von Vorträgen, kürzeren Arbeiten über begrenzte Themen und Essays über grössere Zusammenhänge kondensiert: in den Beethoven-Studien von 1972, im Band *«Beethoven. Studien zu seinem Werk»* von 1981. Ein umfassendes Ergebnis von Willy Hess' Bemühungen um Beethoven und seine Musik aber ist seine Monographie, die anno 1956 ein erstes Mal, in zweiter, erweiterter und ergänzter Auflage 1976 erschien.

Und nun also sein *«Fidelio-Buch»*! Es greift in seinem zweiten Teil (Die Wandlungen der Musik) auf eine grosse Arbeit zurück, die Willy Hess im Jahre 1953 veröffentlicht hatte: *«Beethovens Oper Fidelio und ihre drei Fassungen»;* neue Forschungsergebnisse, eigene und fremde, sind hier verarbeitet. Fragen, die noch unbeantwortet geblieben sind, werden ungescheut als solche deklariert (II E: Noch offene Fragen). Was der Autor zu Form und Typologie der Oper (A), zu ihren Nummern im einzelnen (B), zu den Akten und den ganzen Werken unter den Aspekten der drei Fassungen (1805, 1806, 1814; C), zu Früh- und Zwischenfassungen (D) und zu den verschiedenen Ouverturen (F) zu sagen hat, darf wohl abschliessenden Charakter, endgültige Bedeutung beanspruchen — was, mutatis mutandis, auch von den Schlussbetrachtungen (G) zu sagen bleibt: ihr leises Schwanken zwischen den Fassungen von 1805 (= Urfassung: *«Leonore»*) und Endfassung von 1814 wirkt sympathisch, weil es ehrliches Bemühen um ein ausgewogenes Urteil dokumentiert.

Der erste Teil (Die Entstehungsgeschichte des Fidelio) ist neu geschrieben: Ergebnis eines lebenslangen Bemühens um das Thema. Er betrachtet ausführlich Beethovens Bühnenwerke neben *«Fidelio»:* die Ballettmusiken, die Schauspielmusiken, die Festspiele, die Musikeinlagen zu Werken anderer Komponisten, das Opernfragment *«Vestas Feuer»* — alles das recht ausführlich und akribisch (allerdings nicht eigentlich zu einer *«Entstehungsgeschichte des ‹Fidelio›»* gehörend ...). Wertvoller, weil unmittelbarer themabezogen, ist der zweite Abschnitt dieses ersten Teils: Werden und Wandlungen des Fidelio-Textes. Er verfolgt Beethovens grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Thema *«Fidelio»,* stellt Jean Nicolas Bouilly, dessen Libretto (*«Léonore, ou L'amour conjugal, fait historique, en deux actes et en prose mêlée de chants»,* für Pierre Gaveaux, 1760—1825) Joseph Ferdinand Sonnleithner für sein eigenes Libretto als Stoff (*«frey nach dem Französischen bearbeitet»*) diente, vor. Er berichtet von Uraufführungen, Untergang und Auferstehung der Urfassung von 1805, zeichnet die Geschichte der Zweitfassung (1806) nach, betrachtet die endgültige Fassung von 1814 (Die Dichtung, Der Weg in die Welt).

Der dritte Teil (Dokumente, Biblio-

graphie) bietet in einem synoptischen Abdruck der beiden Libretti von 1805 und 1806 die Gelegenheit zu hochinteressanten Vergleichen. Der Abdruck von Bouillys *«Léonore»* (1798, nicht 1898, wie im Inhaltsverzeichnis zu lesen steht) in neuem Satz und von Ferdinand Paërs *«Leonora»* (1804) im Faksimile sowohl italienisch als auch deutsch führt in die Geschichte des Fidelio-Stoffes und ermöglicht weitere aufschlussreiche Beobachtungen.

Weitere Abschnitte dieses dritten Teils befassen sich mit der Literatur über *«Fidelio»* — eine Bibliographie von über zwanzig Seiten mit rund fünfhundert Titeln zwischen kurzer Rezension und ausführlicher Abhandlung — und mit den Schallplattenaufnahmen — eine Diskographie von Harry Joelson-Strohbach, die nicht weniger als neununddreissig Ausgaben umfasst. Ein Verzeichnis der Illustrationen (Bilder, Faksimiles usw.) und ein Namenregister schliessen Willy Hess' Fidelio-Buch ab.

*

Nicht immer wird man dem Autor dort ganz folgen wollen (und können), wo er die Fakten, die er so überaus sorgfältig und bewundernswert gründlich zusammengetragen hat, verlässt und zu Interpolationen und Spekulationen greift, auch gelegentlich Inkommensurables (zum Beispiel eine Schauspielmusik, *«Egmont»,* und ein Musikdrama, *«Götterdämmerung»)* vergleicht, oder wo er auf eine Arie in einer Oper Mozarts (*«Die Entführung aus dem Serail»,* der Konstanze Aria *«Martern aller Arten»*) schlicht verzichten will, weil er sie, eine briefliche Äusserung des Komponisten (an seinen Vater, am 26. September 1781) missdeutend, dramaturgisch falsch versteht ... (Er ist darin freilich in der guten Gesellschaft vieler Mozart-Forscher und -Deuter.) Man hätte dem Buch auch ein etwas sorgfältigeres Redigieren (Druckfehler!) gewünscht — und um so mehr gewünscht, als es insgesamt doch sorgfältig (und auf feinem Papier) gedruckt ist, überhaupt in seiner Ausstattung (Illustrationen, Notenbeispiele usw.) sich als überaus grosszügig erweist. Die Einwendungen seien nicht überbewertet; man darf sie guten Gewissens an den Rand verweisen. Willy Hess' Fidelio-Buch ist, aufs ganze gesehen, eine profunde und akribische Arbeit, und man liest das Buch mit nie nachlassender Spannung, liest es, nicht zuletzt, auch darum mit Vergnügen, weil es auf das *«Fachchinesisch»* der zukünftigen zeitgenössischen Musikologie ganz verzichtet, weil es jederzeit so formuliert, dass auch ein musikologischer Laie versteht, was der Autor ihm sagen, erklären, deuten will. Es vermittelt, was heute über Beethovens *«Fidelio»,* eines der wichtigen Werke der ganzen Opernliteratur zweifelsohne, zu wissen ist. Und man spürt es sozusagen in jeder Zeile, dass es aus langer, man darf wohl sagen: lebenslanger Beschäftigung mit dem Gegenstand geschrieben ist. Ein verdienstlicher Forscher, der Forscher stets nur gewissermassen im Nebenamt gewesen ist (man soll ja nicht vergessen, dass Willy Hess während fast drei Jahrzehnten, von 1942—1971, im Stadtorchester Winterthur das Fagott geblasen hat) und dennoch zu den wichtigen Persönlichkeiten der Beethoven-Forschung gehört, hat es geschrieben. Er hat sich mit ihm selber ein sehr schönes Denkmal gesetzt.

Gerold Fierz

[1] Willy Hess: Das Fidelio-Buch. Amadeus Verlag, Winterthur 1986.

Staatslehre und Literatur

Viele Schriftsteller — nicht allein Kriminalroman-Autoren! — waren oder sind Juristen. Man denke nur an Balzac, Goethe oder Goldoni. Von Schiller, der auch ein Stück plante, das den Titel *Die Polizei* tragen sollte, weiss man, dass er sich gerne vom Pitaval anregen liess, jener mehrbändigen Sammlung von *causes célèbres,* die sich — aus dem Französischen übersetzt — seinerzeit auch bei deutschsprachigen Abonnenten grosser Beliebtheit erfreute. Dass Stendhal neben vergleichbaren italienischen Darstellungen «sonderbarer Rechtshändel» auch die *Gazette des Tribunaux* auswertete, ist ebenfalls allgemein bekannt.

Interessieren Literaten sich oft für die Jurisprudenz — Shakespeares, Kleists, Gaddas, Sciascias, Dürrenmatts und Friedrich Glausers «Fälle» bleiben für diese Vorliebe beispielhaft —, so heisst das nicht etwa, dass den Juristen gleichgültig ist, was die Schriftsteller mit Rechtsfragen anfangen: neben Einzelmonographien sind nämlich zahlreiche Sondernummern juristischer Fachzeitschriften — stellvertretend sei wenigstens die *Neue juristische Wochenschrift* erwähnt — dem Thema Recht und Literatur bzw. Jurisprudenz und Literaturkritik gewidmet worden. Als neue Stimme in diesem Gespräch zwischen zwei Wissenschaften, die es ja beide ausgiebig mit Interpretation zu tun haben, erhebt sich nunmehr diejenige des in Mainz lehrenden Zürcher Juristen Peter Schneider, dessen Buch über Recht und Staat in der Literatur jüngst unter dem — zunächst wohl verblüffenden — Titel *... ein einzig Volk von Brüdern»* [1] erschienen ist.

Als Ordinarius für öffentliches Recht, der unbelesene Juristen schlicht für ein «Sicherheitsrisiko» hält, da ihnen «eine Hauptquelle der menschlichen Erfahrung verschlossen ist» (S. 10), befasst sich Peter Schneider freilich nicht nur mit dem Verhältnis von Literatur und Recht, sondern darüber hinaus auch mit der spannenden Frage, wie innerhalb der literarischen Fiktion — sei sie nun Dichtung, blosse Trivialliteratur oder einfach Krimi — die besondere Problematik von Recht und Macht zum Ausdruck kommt: mithin welche Vorstellungen vom Staat die Einbildungskraft von Schriftstellern bewegt, die sich mit dem Recht auseinandersetzen. Vor dem Hintergrund ausführlicher Vorüberlegungen sowohl zum Interesse der Jurisprudenz an der Literatur als auch über Methoden der juristischen bzw. literaturkritischen Textdeutung entwirft Peter Schneider achtzehn wohldokumentierte Interpretationen, die er unter zwei Gesichtspunkten zusammenfasst: die historische Perspektive erlaubt ideengeschichtliche Erörterungen, deren Ziel es ist, «die Übergänge vom mittelalterlichen theonomen Denken zum Machtstaat und zum Rechtsstaat, sowie Aufschwung und Rückschlag im Kampf um den Bürgerstaat» zu schildern; unter zeitgenössischer Perspektive wird «das Risiko der Perversion und die Chance der Regeneration des Bürgerstaates» erläutert (S. 27). Die Autoren, mit denen sich der Verfasser zum Teil sehr ausführlich beschäftigt, reichen von Calderón, Goethe, Schiller und Hebbel bis Balzac und Kafka, sowie über Jerry Cotton, Ian Fleming und Dashiel Ham-

mett zu Ernst Jünger, Anna Seghers, Walter Jens, George Orwell, Peter Noll, Ray Bradbury, Aldous Huxley, Jewgenij Samjatin, Camus und Dürrenmatt.

Der zwiefachen Thematik, mit der sich Schneiders Buch auseinandersetzt, entsprechen naturgemäss zwei Leserkategorien: zu den von Dichtung faszinierten Juristen gesellen sich jene an schöner Literatur Interessierten, die mit Rechtsproblemen bloss als Laien umzugehen pflegen. Als für den Literaten besonders fesselnd erweisen sich einige vom Verfasser aus der Sicht der Rechtswissenschaft beleuchtete Aspekte, die ein bestimmtes Werk als fiktionale Wirklichkeit prägen. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn Schneider — im Widerspruch zu gewichtigen germanistischen Stimmen — Goethes *Reineke Fuchs* durchaus nicht als liebenswürdig heiteres, ja harmloses Mittelalter-Remake sieht, sondern vielmehr als vernichtende Satire bestehender Verhältnisse. Dankbar wird man auch zur Kenntnis nehmen, dass der juristischen Erörterung von Schillers *Wilhelm Tell* sowohl der Nachweis der organischen Einheit des Dramas gelingt, indem Tells «Privatsache» mit der Staatsaktion als «öffentlicher Sache» dergestalt verzahnt erscheint, dass «die Rolle des Einzelnen und die der Gesamtheit kunstvoll gesondert und mit Bedacht zusammengefügt werden» (S. 119), als auch die damit verbundene strukturelle Rechtfertigung des mitunter als überflüssig abgewerteten fünften Aktes. Dass übrigens die *Tell*-Auslegung als ein Angelpunkt von Schneiders staatsrechtlichem Denken zu betrachten ist, belegt das Titelzitat seines Buches deutlich. Was Hebbels *Agnes Bernauer* betrifft, so versteht der Theaterbesucher nun dank Schneider besser, warum hier der Tragödien-Anspruch so überholt wirkt: das Stück stellt nämlich den zweifelhaften Versuch dar, «in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Obrigkeitsstaat theologisch zu retten» (S. 148), indem nicht nur die «Alternative einer in der Partnerschaft von Mann und Frau beruhenden Wahlmonarchie» verdammt wird, sondern geradezu auch das «demokratische Prinzip» (S. 147).

Den Krimi-Leser werden besonders die von Schneider bei Cotton, Fleming und Hammett herausgearbeiteten Aspekte fesseln, die dazu führen, dass das «kognitive Interesse», das traditionelle Kriminalromane wecken, «durch das Interesse an der Aktion verdrängt wird» (S. 214). Indem die Aktion letztlich vor allem dazu dient zu zeigen, «dass Geheimjustiz eigentliche Justiz ist, dass öffentliche Justiz nur Scheinjustiz ist» (S. 215), lässt sich überraschenderweise der Bogen zurück zu Balzacs Vautrin schlagen, der ja im Namen des Staates überall dort illegal eingreift, wo der staatserhaltenden Familienordnung im Rahmen der Legalität Zerstörung droht. Wer schliesslich soziologische Komponenten literarischer Werke bevorzugt, der wird Schneider fasziniert folgen, wenn er darlegt, wie bei Camus die Metapher des Paares und bei Dürrenmatt diejenige des Spiels Kräfte versinnbildlichen, «die eine Regeneration des Bürgerstaates unter den Bedingungen unseres Jahrhunderts ermöglichen könnten» (S. 155).

Obschon einzelne Abschnitte daraus bereits in Aufsatz- oder Vortragsform veröffentlicht worden waren, stellt Peter Schneiders *«... ein einzig Volk von Brüdern»* nicht zuletzt auch dank vielen thematischen Querverweisen, zahlreichen gedanklichen Wiederaufnahmen und theoretischen Reflexions-

abschnitten keine Essay-Sammlung, sondern ein «wirkliches» Buch dar. Ein Buch, das — angesichts des verhängnisvollen Hangs zur angeblich «wissenschaftlichen» Abstraktion, der nach wie vor bei manchem Literaturkritiker hoch im Kurs steht — auch den unschätzbaren Vorzug hat, kritische Schlussfolgerungen an zielgerichteter Erzählung nachvollziehbar zu machen.

Kurt Ringger

[1] Peter Schneider, «...ein einzig Volk von Brüdern». Recht und Staat in der Literatur. Athenäum Verlag, Frankfurt am Main 1987.

Die Teufelskreise des Rüstungswettlaufs

Im Juni 1987 ist der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte St. Galler Professor Walter Adolf Jöhr mit 77 Jahren gestorben. Sein letztes Buch ist nach seinem Tod erschienen. Es befasst sich mit dem Rüstungswettlauf der Nachkriegszeit und ist aus der Sorge um den Weltfrieden geschrieben[1].

«Zum Rüstungswettlauf in der Nachkriegsepoche» lautet der Titel des letzten Buches von Walter Adolf Jöhr. Es kennzeichnet den im Sommer 1987 verstorbenen St. Galler Professor für Volkswirtschaftslehre in mehrfacher Hinsicht. Mit unermüdlichem Fleiss, brennender Leidenschaft und begnadeter Eingebung erfüllte Walter Adolf Jöhr sein Gelehrtenleben buchstäblich bis zum letzten Atemzug. Die Druckfahnen des Buches erreichten ihn wenige Tage vor seinem Tod. Der Brükkenschlag von der Theorie zur Praxis war zeitlebens sein Anliegen. Nicht graue Theorien bestimmten seine Themenwahl, sondern die Sorge um die wichtigsten der ungelösten praktischen Probleme. Das zweitletzte Buch widmete er der Arbeitslosigkeit (1986), das letzte der Gefahr des Nuklearkrieges. Dabei überschritt er die Grenzen der Volkswirtschaftslehre zur Psychologie und Politik, wie zuvor in seinen Pionierwerken über die Konjunkturschwankungen und die Wirtschaftspolitik.

Jöhr teilt die Sorge von Carl Friedrich von Weizsäcker, dass der Ausbruch eines atomaren Krieges bei Fortsetzung der bisherigen Rüstungspolitik mindestens möglich ist und dass damit die nördliche Erdhalbkugel für die nächsten zwei Jahrhunderte unbewohnbar gemacht werden könnte. Mit rund 40% beziffert Jöhr die jährliche Wachstumsrate des Nuklearpotentials der beiden Weltmächte in der Nachkriegszeit. Die totale Sprengkraft der heute vorhandenen Kernwaffen beträgt etwa das 500 000fache der Hiroshima-Bombe. Jöhr erklärt das Phänomen des ungeheuren Rüstungswettlaufs mit einer Serie von Teufelskreisen.

Ausgangspunkt ist, in Anlehnung an Daniel Frei, das folgende Grundschema: Der auf unterschiedlichen Überzeugungen und machtpolitischen

Interessen beruhende Konflikt zwischen den beiden Weltmächten führt wechselseitig zu ungünstigen Wahrnehmungsmustern des Gegners, diese Wahrnehmungsmuster erzeugen Feindbilder, die Feindbilder bewirken Aufrüstung, die Aufrüstung verstärkt wiederum das Konfliktpotential und so dreht sich der Teufelskreis mit beängstigender Eigendynamik endlos fort. Jöhr ergänzt dieses Grundmuster, unter Einbezug sozialpsychologischer Prozesse, durch komplexere Teufelskreise und vergleicht sie mit mathematischen Modellen des Rüstungswettlaufs.

Jöhr verharrt aber nicht in dieser hoffnungslosen Analyse. Er gibt zu bedenken, dass die Erkenntnis der Teufelskreise auch dem Verständnis eines in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Prozesses dienstbar gemacht werden kann, nämlich der Entschärfung des Konflikts, der Mässigung der Feindbilder, letztlich der Rüstungsbegrenzung und Abrüstung — also nicht Teufelskreise, sondern Glückskreise. In den Gipfelkonferenzen von Genf und Reykjavik sah Jöhr bei aller Vorsicht einen Hoffnungsschimmer. Dabei übersah er nicht das drohende konventionelle Ungleichgewicht in Europa im Fall einer beidseitigen nuklearen Abrüstung. Er hütete sich sowohl vor einem naiven Schwarz-Weiss-Weltbild als auch der gleich kritischen Distanzierung von beiden Weltmächten. Ausdrücklich bekannte er sich zu den Werten der westlichen Zivilisation.

Wie würde Walter Adolf Jöhr wohl das in Washington besiegelte Abkommen über die Nullösung in bezug auf die Mittelstreckenraketen bewerten? Bestimmt zurückhaltender als die offenkundig auch innenpolitisch motivierten euphorischen Übertreibungen der Spitzen beider Weltmächte und näher bei den vorsichtigen britischen Kommentatoren. Der Konsens betrifft ja nicht mehr als vier Prozente des gesamten Nuklearpotentials. *Peace is not at hand!* Noch weiden die Wölfe nicht friedlich mit den Schafen; und die Abertausende von Panzern verwandeln sich nicht in ukrainische Traktoren (Lord Carrington). Selbst wenn in diesem Jahr auch die Halbierung der Zahl der Interkontinentalraketen gelänge, wäre der Durchbruch zum gesicherten Frieden nicht erzielt. Es blieben immer noch mehr als genug Kernwaffen übrig, um die ganze Erde zu verseuchen. Aber es wäre immerhin der «Beginn des Beginns» (Aussenminister Howe) einer möglichen Tendenzwende von Teufelskreisen zu Glückskreisen.

Alois Riklin

[1] Walter Adolf Jöhr: Zum Rüstungswettlauf in der Nachkriegsepoche, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1987.

Hinweise

Das Berggebiet der Schweiz

In der Reihe *Geographica Bernensia* ist ein Band erschienen, der Beachtung verdient: *Das Berggebiet: Abwanderung. Tourismus — Regionale Disparitäten.* Das Berggebiet hat in den letzten dreissig Jahren einen tiefgreifenden und alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche umfassenden Wandel erlebt. Besonders folgenreich ist die unterschiedliche Entwicklung im Talgebiet und im Berggebiet, welche zu Disparitäten in Wirtschaft, Bevölkerungsverteilung und Politik geführt hat. (Folgende Stichworte nennen einige Akzente des feststellbaren Wandels: prosperierender Tourismus und Wohlstand einzelner Regionen, schönste Landschaften, saubere Luft, aber auch Abwanderung der jungen Generation, Frauenmangel, Überalterung, lebensunfähige Kleinstgemeinden, Bedeutungsverlust der Berglandwirtschaft, Vergandung, zerstörte Vegetationsdekken, sterbende Bannwälder, aufgeblähte Infrastruktur, verlorene kulturelle Identität.) Da diese Veränderungen die weitere Existenz des Berggebietes als Lebens-, Wirtschafts- und Erholungsraum beeinflussen, dessen Wohlergehen für uns alle sowie für das Funktionieren des schweizerischen Föderalismus von grosser Bedeutung ist, muss der Problemkreis des Berggebietes in einem aktuell gestalteten Geographieunterricht enthalten sein.

Mit der vorliegenden Arbeit leistet die Autorin, *Eva Buff-Keller,* sowohl eine fachlich-methodisch-didaktische als auch eine pädagogisch-psychologische Umsetzung des Themenkreises Berggebiet. Mit der Auswahl der drei Fallbeispiele und den verschiedenen Unterrichtsformen gelingt es ihr, bei den Schülern Mitgefühl und Betroffenheit für die ungleichen sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen zu wecken und sie zu solidarischem Handeln hinzuführen. Obwohl als Unterrichtseinheit für Geographielehrer der Gymnasialstufe konzipiert, ist der Band auch für jeden an der Berggebietsproblematik interessierten Laien ein aufschlussreiches Buch mit wertvollen Anregungen. *(Geographica Bernensia, S 12, Bern, 1987).*

Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert

Der Historiker und Soziologe *Albert Hauser,* dem wir anregende, lehrreiche und unterhaltsame Werke über Bauernregeln, über Nahrungsmittel, Wald und Feld im Volksleben verdanken, hat ein Buch über das Leben unserer Vorfahren geschrieben, über den Alltag in der «guten alten Zeit», die ja nicht besser war. Wie wohnten sie, wie schliefen sie, wie sah ihre Badstube und wie ihr Waschhaus aus? Die Kleidermoden und die Gebrauchsgegenstände sind ebenso Gegenstand seiner Darstellung wie die Lebensgewohnheiten, das Denken und Fühlen. Man erhält hier Auskunft darüber, wieviel Zeit einer aufwenden musste, um sich das Geld für ein paar Schuhe, für ein Stück Fleisch oder einen Laib Brot zu verdienen.

Der Verlag hat den schönen, grossformatigen Band mit zahlreichen Illustrationen, farbig und schwarzweiss, geschmückt, und zahlreiche Firmen oder Institutionen haben durch Bei-

träge mitgeholfen, ein rechtes Volksbuch zu schaffen, eine Heimatkunde besonderer Art. Der Autor sagt im Vorwort, den Anstoss zu diesem seinem neuesten Werk — «Was für ein Leben» — hätten die Bauernregeln gegeben. Er habe beim Sammeln dieser Spruchweisheiten immer wieder Regeln vorgefunden, die weder mit dem Wetter noch mit landwirtschaftlicher Arbeit, sondern mit andern Dingen, mit Essen und Trinken zum Beispiel, mit Liebe und Heirat, Krankheit und Tod zu tun hatten. Sie zu verstehen und zu deuten, habe vorausgesetzt, dass man die Lebensweise und die Lebensbedingungen besser erforscht habe. So also ist dieses Buch entstanden, ein Buch über den Alltag vom 15. bis zum 18. Jahrhundert *(Verlag NZZ, Zürich 1987).*

Ambrose Bierce: Lügengeschichten und Fantastische Fabeln

Vor Jahresfrist begann die Neuausgabe der Schriften von Bierce mit «Des Teufels Wörterbuch». Jetzt wird sie fortgesetzt (in neuen Übertragungen von *Viola Eigenberz* und *Trautchen Neetix*) mit den «Lügengeschichten und Fantastischen Fabeln». Der 1842 geborene Ambrose Gwinett Bierce war Journalist, vielseitig in der Wahl seiner Themen und einfallsreich in der Erfindung und Ausgestaltung literarischer Kurzformen. Satirisch und beissend kritisch sind die meisten, etwa nach dem Muster der Fabel vom Esel und den Grillen: Da hört ein Politiker ein paar Arbeiter singen, und da er auch glücklich sein will, fragt er sie, wodurch sie es denn seien. «Rechtschaffenheit», ist ihre Antwort. Da habe der Politiker beschlossen, rechtschaffen zu sein, und die Folge sei gewesen, dass er bedürftig gestorben sei. Unter den Lügengeschichten gibt es ein «Grab ohne Boden», einen «Lieblingsmord», eine «Gestriegelte Kuh». Handfeste literarische Ware liegt hier vor, keine zartbesaitete Poesie jedenfalls. Eine editorische Notiz am Schluss gibt Auskunft über die Quellen und die Auswahl; Anmerkungen orientieren über Erstveröffentlichungen oder erklären einzelne Wendungen *(Haffmans Verlag, Zürich 1987).*

Schopenhauer

Rüdiger Safranski hat kürzlich unter dem Titel «Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie» eine gut lesbare und informative Biographie erscheinen lassen *(Carl Hanser Verlag, München 1987).* Im gleichen Jahr ist nun im *Insel Verlag, Frankfurt am Main,* ein Lebensbild in Briefen herausgekommen. *Angelika Hübscher* hat es zusammengestellt, und in Verbindung mit Safranskis Biographie haben wir damit höchst lebendige Darstellungen zur Hand.

Die politischen Stücke von Tankred Dorst

Im Rahmen der Werkausgabe im *Suhrkamp Verlag* sind als Band 4 die politischen Stücke erschienen, also «Toller», «Sand», «Kleiner Mann, was nun?», «Goncourt oder Die Abschaffung des Todes» und die Ergänzungen zu «Toller». *Hans-Rüdiger Schwab* hat

zu dem Band ein Nachwort geschrieben, in welchem er zeigt, wie Tankred Dorst im Laufe seiner Arbeit für die Bühne mehr und mehr dazu kommt, Handlungen «gesellschaftlich zu determinieren». Man könnte ebensogut wie von politischen von historischen Stükken reden, insofern die Figuren und die Handlung der Geschichte entnommen, in der Geschichte belassen sind. Doch nimmt sie der Dramatiker Dorst zugleich als Figuren, durch die er seine Kritik an zeitgenössischen Entwicklungen ausdrücken kann.

Wie St. Brandan zur See fuhr

Ein irischer Mönch ist der Verfasser der Handschrift, die von der Reise St. Brandans berichtet, und um das Jahr 900 ist sie entstanden. Der irische Abt und Heilige, der von 484 bis 576 gelebt haben soll, ist demnach mit einigen seiner Mönche jahrelang zur See gefahren; eine «Mönchs-Odyssee» ist das Buch, das davon berichtet. Der Geograph wird Örtlichkeiten im Nordatlantik namhaft machen, an denen die Reise St. Brandans vorbeigeführt haben könnte. Aber das Buch ist mehr zur Erbauung gedacht, nicht als realistischer Reisebericht, und Erkunde kann man damit schon gar nicht betreiben. Es gab wegen der Beliebtheit des Stoffes zahlreiche Abschriften, und eine davon, die aus dem 15. Jahrhundert stammende Sammelhandschrift der Universitätsbibliothek Heidelberg, ist der handlichen, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehenen, auch mit farbigen Illustrationen aus dem Original geschmückten Ausgabe des *Insel Verlages, Frankfurt am Main,* zugrundegelegt. Herausgeber ist *Gerhard E. Sollbach.*

Das Buch vom Geld

Der «Schweizer Ratgeber», den *Jürg M. Lattmann* und *Jacques Trachsler* verfasst haben, ist für Sparer und Anleger gedacht, für Leute, die nicht vom Fach sind, aber die doch mehr über Geld und Anlagen wissen möchten. Übersichtlich und leicht verständlich werden in dem Werk nicht nur die verschiedenen Möglichkeiten des Sparens und der Kapitalanlage erklärt, sondern vor allem Verhaltensweisen, wie man Signale aus den Börsen- und Wirtschaftsnachrichten erkennen und ihre Bedeutung analysieren kann, wie man die verschiedenen Risiken besser abwägen lernt und wie man seine Strategien am besten selbst findet. Von besonderem Wert scheinen dabei die ganz einfachen Faustregeln. Die grössten Fehler, die einer mit Geld machen kann, werden aufgezählt und abgewogen. «Die verpasste Gelegenheit kommt nie mehr», heisst einer dieser Merksätze, und ein anderer: «Hohe Zinsen sind ein göttliches Geschenk.» Spätestens hier wird dem Benutzer und Leser des Buches klar, dass die beiden Verfasser, Wirtschaftsredaktor und Börsenkolumnist der eine, Geschäftsführer einer Anlageberatungs-Gruppe der andere, nicht mit tierischem Ernst ihre Tips und Ratschläge vorbringen, sondern in beschwingter, oft humorvoller Weise. Das tut indessen der Seriosität ihres Unternehmens keinen Abbruch. Wie sie zum Beispiel die «persönliche Vermögenspyramide» erklären und bildlich darstellen, ist anschaulich und nützlich: die permanenten, festverzinslichen Anlagen am Sockel, im Mittelteil «Standard-Anlagen», die ein ständiges Management erfordern, weil hier die Beobachtung der Trends unerlässlich ist, und

schliesslich die Spitze der Pyramide, die dynamischen und vielleicht gar spekulativen Anlagen. Tabellen, viele davon mit ausgespartem Raum in die Zukunft hinaus, fordern zum Mitspielen auf. Es wird aber auch in Zahlenkolonnen aufgezeigt, wie Sparkapital mit den Jahren wächst, und ein Anhang über Versicherungssparen, Lebenserwartung und Länderbonitäten sowie andere nützliche Zusammenstellungen ergänzen eine Darstellung, die ohne komplizierte Umwege eine komplexe Materie verantwortungsbewusst behandelt. Über das Konto in der Schweiz, das vielgenannte Nummernkonto und das Bankgeheimnis wird hier ebenso freimütig «entmythologisierend» gesprochen, nämlich sachlich aufklärend, wie über die grössten Fehler, die einer mit Geld machen kann. «Das Buch vom Geld» ist erschienen im *Fortuna Finanz-Verlag W. Heidelberger AG, Niederglatt 1987.*

Die Komödien des Aristophanes deutsch

In einem handlichen, allerdings fast neunhundert Seiten starken Band der Reihe *Pegasus Artemis* gibt der Zürcher Verlag, im genauen Wortlaut der Ausgabe in der «Bibliothek der Alten Welt», die Komödien des Aristophanes in der Übersetzung von *Ludwig Seeger* heraus, eingeleitet (Geschichte und Nachleben der griechischen Komödie) sowie durch Übertragungen von Fragmenten der alten und mittleren Komödie Griechenlands ergänzt von *Otto Weinreich.* Den schwarzen Glanzeinband ziert auf der Titelseite die Abbildung einer Terracotta, zwei Komödianten in Masken *(Artemis Verlag, Zürich 1987).*

Reportagen von Dieter Bachmann

Der Titel des Bandes, *«Sorgen im Paradies»,* ist identisch mit demjenigen einer der über zwanzig Reportagen, die der Autor fast alle für das Magazin des «Tages-Anzeigers» geschrieben hat. Einige davon befassen sich mit dem Tessin, der von nahe besehen eben nicht das «Paradies» ist, das die Deutschschweizer dort suchen. Aber der Kreis der Themen ist weitgesteckt: Arnold Kübler wird porträtiert ebenso wie der Generalstabschef Jörg Zumstein. Alice Schwarzer erweist sich über die Vorurteile erhaben, die über sie zirkulieren. Dieter Bachmann hat in Berlin auch Botho Strauss besucht, in Poschiavo Wolfgang Hildesheimer und in Paris E.M. Cioran, den er einen «Privatnachdenker» nennt. Im ganzen ist ein spannendes, glänzend geschriebenes Buch daraus geworden: Journalismus als Kunst. Dass Dieter Bachmann ein Erzähler sei, hat man anlässlich seines Romans «Rab» — gegenteiligen Versicherungen zum Trotz — nicht behaupten können; aber dass er ein Schriftsteller ist, beweisen aufs neue diese Reportagen *(Ammann Verlag, Zürich 1987).*

Fluchtweg durch die Hintertür

Das Buch von *Anne-Marie Im Hof-Piguet,* die 1916 im Vallée de Joux geboren ist, ist ein Erlebnisbericht. Die Verfasserin war 1942—1944 Rotkreuz-Helferin im besetzten Frankreich, wo sie — in einem Schloss bei Toulouse — spanische und jüdische Kinder zu betreuen hatte. Die Eltern der Kinder waren gefährdet oder verschollen, aus rassischen oder politischen Gründen verfolgt, und auch den

Kindern drohte, sofern sie jüdischer Abkunft waren, nach Erreichen des achtzehnten Lebensjahres die Deportation. Das Rote Kreut verbietet, dagegen etwas zu unternehmen; die Helferinnen aber rekognoszieren Schmuggelwege, um die Kinder in die Schweiz und damit in Sicherheit zu bringen. Ein Fall von «Pflicht zum Ungehorsam», aktuell auch im Rahmen der heutigen Asyl-Diskussion. Wobei freilich zu bedenken wäre, dass die Bedingungen, das Umfeld, auch die Verfolgung damals und heute nicht miteinander zu vergleichen sind. Das Buch, das Margrit von Dach aus dem Französischen übersetzt hat, ist mit einigen Erinnerungsphotographien im Verlag *Im Waldgut, Frauenfeld 1986,* erschienen.

Admiral Nelsons Epoche

Eigentlich ist das schöne Buch, das *Dirk Böndel* über die Entwicklung der Segelschiffahrt von 1770 bis 1815 geschrieben hat, der prachtvoll illustrierte Kommentar zu einer Ausstellung im Berliner Museum für Verkehr und Technik, in welchem der Verfasser die Abteilung Schiffahrt leitet. Aber es ist zugleich eine selbstständige Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, eine durch Farbphotos von Objekten — darunter zahlreiche Modellschiffe, die Kriegsgefangene gebaut haben — und eine Beschreibung des Lebens an Bord eines Kriegs- oder Handelsschiffes um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, ein Band eben in der Schriftenreihe des Berliner Museums für Verkehr und Technik. Die Ausstellung, die das Buch anregte und dem Schiffahrtshistoriker durch reichhaltiges Anschauungsmaterial die Möglichkeit gab, beim Leser auch ganzheitliche Vorstellungen über die Realität auf den Meeren zu Nelsons Zeiten entstehen zu lassen, dankt einen wesentlichen und grossen Teil der vorgeführten Objekte einer Privatsammlung. Der Hamburger *Peter Tamm* hat Gemälde, Objekte, vor allem die zahlreichen Kriegsgefangenenmodelle, dem Museum als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Was aber hat Nelson mit Berlin zu tun? Mittelbar haben seine Taten als britischer Flottenführer auch die Geschicke Berlins beeinflusst. Denn Nelson hat Napoleons Traum von der Eroberung der britischen Inseln zunichte gemacht und war damit eigentlich dafür verantwortlich, dass sich die Pläne des Korsen nun auf Mitteleuropa, auf Preussen und auf Berlin richteten. Man kann sogar sagen, letztlich habe Nelson den Feldzug Napoleons nach Russland und schliesslich das Ende des Usurpators ausgelöst. Soweit die Auseinandersetzung zwischen der britischen Macht und Frankreich zu Wasser stattfand, ist sie in dem Buch Böndels dokumentiert: die Geplänkel und Gefechte in Westindien, dann vor allem die erstaunlichen Verfolgungsjagden der segelnden Kriegsflotten im Mittelmeer, von Gibraltar über Toulon, Civitavecchia, Messina, Malta, Nepal und Kreta bis zur Seeschlacht von Abukir, alle kriegerischen Ereignisse und die Intermezzi dazwischen bis zum 21. Oktober 1805, der Schlacht von Trafalgar, die Nelson gewann und in der er von einer Musketenkugel tödlich getroffen wurde. Der mit Plänen und farbigen Reproduktionen reich ausgestattete Band ist eine bibliophile nautische Kostbarkeit *(Verlag E. S. Mittler und Sohn, Herford und Bonn 1987).*